In Zürich aufgewachsen

Fredy (Alfred) Hächler ist 1932 geboren und in Zürich aufgewachsen. Die Grosseltern mütterlicherseits kamen aus der Poebene, respektive aus einem Bergdorf in den Apenninen. ‚Nobili' war der Familienname seiner Mutter, die ebenfalls in Zürich geboren und aufgewachsen war.

Fredy: „Mutter und ich hielten bedingungslos zusammen. Immer. Ein Leben lang. Wir passten zusammen. Auch in schwierigen Zeiten. Mit Vater war das anders. Wir hatten Mühe miteinander. Wir hatten es eigentlich nur dann gut, wenn wir tagelang in den Bergen wandern konnten. Dann waren wir beide glücklich. Seine Jugend in Olten mag manches entschuldigen. Grobe Leute, grobe Zeiten. Bittere Armut. Kaum Geld. Kaum zu essen. Sechs Geschwister. Und doch. Nie hat Fredy von ihm ein einziges Wort der Klage gehört. Ein einziges Wort des Lobes aber auch nicht. "[1]

Fredy ist mit seinem Vater zum Bergsteigen gekommen. Er war bei der Post. An der Langstrasse hat er Pakete und AHV-Gelder vertragen. Er ist ein mässig guter Vater gewesen, hat aber Fredy das Laufen gelehrt und ihm beigebracht, dass man anderen auch etwas gönnen muss. Er war in der Gewerkschaft. Einmal hat er Fredy an eine Versammlung mitgenommen. Da wurde geraucht und geredet. Dann ist abgestimmt worden. Alle waren dafür, ausser sein Vater! Ein toller Vater war er, wenn sie weg konnten. Mit ihm hat er sehr schöne Wanderungen in den Bergen gemacht. Zum Teil mit dem Wäscheseil. Beide haben das gerne gemacht. Fredy hat es sogar super gefunden. Bis ins Wallis sind sie gegangen. Vater Hächler wurde 92 Jahre alt, war aber zuletzt sehr krank, litt während Jahren, bevor er endlich gehen konnte.

Fredys Taufname war Alfred, aber alle nannten ihn Fredy, später auch Frederick. Bei den Welschen ist er heute Fred. „Ich bin in Zürich Kreis 4 (Kreis ‚Chaib') aufgewachsen, inmitten von Kindern von Arbeitern, Funktionären, Stadt-, oder Bundesangestellten, Aussenseitern, Spanienkämpfern und internationalen Sozialisten, deren Treffpunkt das Café Boy war, wo im Keller eine öffentliche Bastelwerkstatt war und auch ich ein und aus ging. Zudem: Die besten Ski, die ich je hatte, sind von einem eingefleischten Kommunisten in einem anderen Keller, in meinem Beisein und mit seinen Kommentaren, hergestellt worden."[2] „Dieser Mann, er ist sicherlich längst im Himmel angekommen, so es diesen für Kommunisten gibt, hiess Rickenbacher und war Schreibmaschinenmechaniker. Abends werkelte er in einem ungeheizten Keller. Auch zur Winterszeit. Eine nackte Glühlampe an der Decke als Beleuchtung. Dieser Mann stellte in wochenlanger Handarbeit den allerbesten Ski her, und zwar aus Holz! Aus Hickory. Superleicht und biegsam. Das glatte Gegenteil von dem Lumpenzeug von heute, das Kiloschwer und starr wie Bock ist. Stahlkanten ins Holz eingelassen, je 10 cm lang und eingeschraubt. Und, weiteres Wunder von damals, eine Kabelzug-Bindung Marke Kandahar, mit vorne einem Federzug, der einen wunderbar weichen Fahrstil erlaubte, so dass man nicht dermassen blödsinnig festgeschraubt auf den Ski stehen musste wie heute. Hie und da ist es zwar schon praktisch, das sei zugegeben, dass ein Ski ausklinkt, bevor man sich etwas gebrochen hat."[3]

---

[1] Brief Hächler, 11.04.2019
[2] Brief Hächler, 11.05.2018
[3] Brief Hächler, 31.07.2019

Sekundarschule! Lehrer Kuhn, im besten Mannesalter, überzeugter Sozialdemokrat. Er stellte sich einst vor der ganzen Klasse vor Fredy und sagte entnervt: „Alfred, du dünne Bohnenstange, jetzt sei mal endlich still!“ Daran zu denken, vergnügt Fredy noch heute. Und als er als kleiner Bub wieder einmal von der Mutter zurechtgewiesen wurde, stampfte er mit einem Fuss auf den Boden und sagte laut und deutlich: „Man kann nicht immer folgsam sein, oder!“

Gerne erinnert sich Fredy auch an die Grossmutter mütterlicherseits. Sie war die Nonna und seine absolute Bezugsperson, zu der er grenzenloses Vertrauen hatte. Später kam ihre Tochter hinzu, seine Mutter. Dem Rest begegnete er mit einer rechten Dosis Misstrauen. Das ist, glaubt er, zeitlebens so geblieben. Die Nonna kam aus Italien und lebte mit dem Nonno und ihrer Familie zwanzig Gehminuten von den Hächlers entfernt, die im Arbeiterquartier am Hardplatz wohnten. Sie im Italienerquartier neben dem Friedhof. Wenn Fredy sich als Knirps bedroht fühlte, und das war nicht selten, pflegte er mit Bestimmtheit zu sagen: „Ich sag’s der Nonna“. Meist wirkte das, denn sie war das Herz und die gute Seele des Clans. Wenn sie was sagte, galt’s. Nonno war gutmütig und mischte sich nicht ein, und ihre vier Kinder, Onkel und Tanten also, wussten, was sich gehört. Fredy könnte die Wohnung der Nonni so minutiös beschreiben, wie die seiner Eltern. Unter den Nonni war ein Laden, in dem Salami und Suppenwürste an der Decke hingen. Mutter hatte etwas gekauft und die Frau hatte Fredy die Wangen getätschelt und ihm ein Bonbon gegeben. Sag Danke, forderte ihn Mutter auf, worauf Fredy entgegnete: „Wenn man bezahlt, muss man nicht Danke sagen!“ Auch dieser Spruch ging in die Familiengeschichte ein.

Fredy meint, dass es vor dem zweiten Weltkrieg gewesen sein müsse, als er, sieben Jahre alt, zusammen mit seiner Mutter mit dem Zug in das Bergdorf in den Apenninen gefahren ist, wo die Schwester der Nonna lebte. An die Reise kann sich Fredy nicht mehr erinnern, ans Bergdorf schon. Es mochten zehn Häuser gewesen sein, mit zwei engen Gässchen. Drum herum nur Steine und Gebüsch. Kinder keine. Die niedrigen Häuser aus dunklem, grauem Stein unverputzt. Die Toilette neben der Kuh. Fredy: „Mit sechs Jahren ist auf der Welt alles normal, somit auch das Bergdorf. Es war nicht mal ein Weiler und soweit man ringsum sehen konnte, war da eigentlich nichts. Die wenigen Menschen, alle mehr oder weniger alt und alle schwarz gekleidet, die Hemden der Männer ausgenommen.“[4] Eines Tages kamen aber die Bersaglieri. Die trugen Hüte mit grossen farbigen Federn drauf. Fredy hat nie erfahren, wieso seine Mutter damals zu Nonnas Schwester gefahren ist. Es müssen familiäre Gründe gewesen sein.

Einmal die Woche wurde im Bergdorf in einem separaten Häuschen mit dürrem Buschwerk der allen gehörende Steinofen aufgeheizt, bis es im Loch drin glühend heiss war. Dann kam die Asche raus und die Brote und Brötchen wurden mit einer langen Holzstange und einem Brett vorne dran reingeschoben. Das muss der einzige Ort gewesen sein, wo es im Winter nicht kalt war.

Apropos Toilette, muss Fredy noch ergänzen, dass die selbst in Zürich kein angenehmer Ort war. Eine dunkle, kalte Kammer. Als seine Mutter noch Kind war, gab es, wo sie wohnte, ein Rohr, das durch die vier Stockwerke ging und zuunterst im Keller eine

[4] Brief Hächler, 8.4.2019

grosse Tonne, die von Zeit zu Zeit von starken Männern auf ein Pferdefuhrwerk getragen wurde, um sie in einer städtischen Abfallgrube zu entleeren. Dort, wo die ersten Wohnhochhäuser der Stadt gebaut wurden, unweit vom Stadion Letzigrund.

Zweite Reise nach Italien

Fredy: „So ich mich richtig besinne, bin ich mit Tante Niobe nochmals nach Italien gefahren. Es muss vor Beginn meiner Lehrzeit gewesen sein, also 1947. Auf einem Foto von damals bin ich schon einen Kopf grösser als die Tante und brandmager.“ [5] Mit dem Zug fuhren sie nach Guastella, einem kleinen Ort in der Emilia, dessen Bahnstation im Film von Don Camillo und Peppone vorkommt. Als Erstes besuchten sie die Kleinstadt, die sich unweit des Bahnhöfchens befand, und gingen zum Apotheker mit dem gleichen Namen wie die Nonna. Gleichentags noch weiter zu Flavio, dem Landwirt mit einem Dutzend Kühen, was damals schon ganz ordentlich viel war und entsprechend Wiesland in der Poebene. Keine dieser Wiesen war rechteckig, sondern harmonisch in der Landschaft von Büschen gesäumt. Es war eine gut genährte Grossfamilie. Flavio hatte ein rundliches gutmütiges Gesicht. Die Leute sprachen Dialekt und Fredy hatte ziemlich Mühe zu verstehen. Er durfte im gleichen Zimmer wie der Sohn schlafen, der ihn in seinem Kauderwelsch fragte, ob er ohne Kopfkissen schlafe. Es dauerte, bis bei Fredy der Groschen fiel und sie haben gelacht. Sie blieben zwei Tage. Es gab viel zu essen.

Hernach fuhren sie zu Nino, der ein sehr grosses Landgut in halber Höhe des Apennins besass, ein nicht etwa kleines Tal, sicher 1 km lang und die Hügel links und rechts gehörten dazu und waren mit Reben und Olivenbäumen bepflanzt. Sie hatten ein Pferd und Gehilfen. Nino war nicht zu Hause, sondern noch in Kriegsgefangenschaft. Seine Schwester war im grossen Haus allein, freute sich aber über den Besuch. Fredy war vor dem Krieg mit der Mutter schon mal hier gewesen. Das Wasser musste man damals aus einem tiefen Sodbrunnen im Hof mit einem Kessel und der Handwinde heraufholen. Inzwischen hatten sie hier Wasser mit Hahn in der Küche. Viel später erfuhr man, dass auf diesem Land eine besondere Art Lehm vorkam, der daraufhin abgebaut wurde, zwecks Dichtung von Staudämmen.

Zwei Tage später besuchten sie auch Tante Rosa, die Schwester der Nonna, auf dem Berg oben, wo sich nichts verändert hatte. Kinder hatte es noch immer keine. Ringsum nur Steine und Gebüsch. Fredy: „Ein kleiner Zwischenfall aber ist mir geblieben und das ging so: Es mochte gegen Abend gewesen sein und ich wollte im kargen Wohnraum die Petrollampe anzünden, drehte aber das Dochträdchen auf die falsche Seite, bis der Docht unten war und nicht mehr hochkam. Da war Tante Rosa aber sehr erzürnt ob meiner Dummheit. Tante Niobe sagte später, sie hätte mir am liebsten eine geknallt. Sie hat, das weiss ich noch, mit bebender Stimme gesagt, ich sei ein Revoluzzer, ein Garibaldi. Ich habe mich dann ganz klein gemacht und nicht nachgefragt, wer dieser Garibaldi sei.“[6]

Höchst zufrieden fuhren sie wieder nach Hause. Da passierte aber noch etwas, was heute niemand glauben würde. Es sei jedoch die pure Wahrheit. Fredy schwört es. Es

[5] Brief Hächler, 10.04.2019
[6] Brief Hächler, 10.04.2019

mag Sonntag gewesen sein und das ist vielleicht die Erklärung. Jedenfalls, als sie in diesem Riesenbahnhof Milano Centrale ausstiegen, war dieser menschenleer! Fredy sieht dieses Bild heute noch, nach 80 Jahren, gestochen scharf. Wie sie mutterseelenallein auf diesem Perron standen und die Mittagssonne vom glasbedeckten riesigen Dachgewölbe, gehalten von diesen monumentalen genieteten Eisenträgern, schien. Heute stehen die Leute im unveränderten, gleichen Bahnhof so dicht, dass man grosse Mühe hat durchzukommen.

Das Haus an der Eichbühlstrasse Nr. 12 in Zürich

Vier grossen Häuserblocks, vierstöckig, für 100 Familien mit Kind und Kegel. Verputzter Backstein, hellblau getönt, mit roten Ziegeldächern. In der Mitte, eine grosse, viereckige Wiese, die niemand betreten durfte bis 1939. Dann während sechs Kriegsjahren, von einzelnen Mietern als Gemüsegarten genutzt. Verkehr ringsum zu dieser Zeit Null. 50 Jahre später: Die Strasse gleich dahinter eine Hauptverkehrsader der Stadt, die man zu Fuss kaum mehr überqueren kann.

Die Mieter in Nummer 12: Im 1. Stock die Familie Zanetti-Furger. Er: mittelgross, mager, ein richtiger Tessiner. Maurer, Eisenleger, der Reichtum nie gekannt hat. Sie: klein, gleich alt, rundliches Gesicht, liebevolle Augen, bleich, füllig. Er wurde fast 100. Sie weniger. Sohn Francesco: Schwarze Haare und Augen, wurde später Goldschmied an der Bahnhofstrasse. Arbeitete ein Leben lang im Untergeschoss des glitzernden Verkaufslokals für die noble Kundschaft. Sohn Sergio, der Jüngere: Etwas langsam, auch im Reden, bekam mit Hilfe der Kirche im St. Galler Rheintal eine Drogerie. Frau Zanetti stammte aus Mesocco. Fredy war viermal im Sommer mit den Kindern der Familie Zanetti in Mesocco. Bei ihnen hat er Italienisch gelernt. Das war in der Kriegszeit. In Mesocco kam Fredy erstmals in Berührung mit den Bergen, die ihn seither nie mehr ganz losgelassen haben.

Gleicher Stock gegenüber die Lüthys. Er: Gusti, eine Frohnatur, der das Pech hatte, 1940 als Rangierarbeiter in ein durch einen leeren Zementsack verstecktes Loch zu treten, worauf er stürzte und von der Rangierlock überfahren wurde, was ihn ein Bein kostete. Sie: Marta, eine einfache, aber immer liebenswürdige Frau mit rotem Gesicht. Sohn Eddi wurde später Bäcker respektive Bademeister im Hallenbad und stieg im Militär zum Korporal auf. Als einziger im Haus. Die beschriebenen drei Söhne waren alle in Fredys Alter.

Im Erdgeschoss die Perhofer. Er: Deutscher Schreiner tagsüber, Schreiner abends im kalten Keller mit nackter Birne an der Decke. Sprach wenig. Voll integriert. Ein unscheinbarer, zutiefst fleissiger Mann. Der Sohn, etwas älter als Fredy, musste als Deutscher samstags, ohne es zu wollen, in die Hitlerjugend, gekleidet in eine Art Uniform. Auf seiner Gürtelschnalle stand zu lesen: „Gott mit uns“. Den Perhofers gegenüber Frau Jakob: Schon in den Jahren, füllig, weisses volles Haar, klein. Alleinlebend. Brachte sich als Zimmervermieterin durch. Sprach nie. Italienerin. Soll trotzdem mal gesagt haben, dass die Schweizer dort einen Stein hätten, wo andere ein Herz haben.

Zweiter Stock: Die Blaser. Beide um die 50. Er: Abwart in der Stadtverwaltung. Sie: Ursprünglich Bernerin. Die Arme hatte Hitler einen Brief geschrieben, er solle endlich

aufhören. Da wurde sie ins Burghölzli (Irrenanstalt) gebracht und ein Jahr nicht mehr gesehen. Fredy begegnete ihr später, wenn sie ihren Treppenteil im Hausgang aufwusch, was Pflicht von jedem Mieter war. Sie grüsste dann scheu und verlegen.

Gegenüber die Vock. Er arbeitete beim Tram im Gleisbau. Sie: ledig Pirotta, Tessinerin oder Italienerin. Beide um die 50. Drei Kinder. Seppli, lernte später Feinspengler und verlobte sich mit 20, bekam am Oberschenkel eine Geschwulst. Unheilbar. Seine Freundin hat ihn noch geheiratet. Ein Monat später war er tot. Vater Vock hat dieses Drama nicht verarbeiten können. Ein Jahr später war auch er tot. Hitzschlag beim Gleisbau. Doris wurde Coiffeuse, Florli Krankenschwester.

3. Stock: Alleinstehende Frau, die man mit Fräulein ansprach. Klein, graue strähnige Haare, Klumpfuss, Buckel. Hatte einen grossen schwarzen Hund, die Afra, die Vater und Fredy auf den Üetliberg mitnehmen durften. Braver Hund. Brave arme Frau. Namen vergessen, ihre Tätigkeit auch. Sie durfte und wollte nicht auffallen. Gegenüber die Perrets. Auch sie um die 50. Welsche beide. Stille Leute. Er: Irgendwo in der Verwaltung. Sonderbares bleiches Gesicht mit ungewöhnlicher Nase. Sie: Klein und extrem o-beinig. Tochter Dorli entsprechend. Sohn Hugo brachte es bis in den Gemeinderat. Alle absolut unauffällig.

4. Stock: Den Hächlers gegenüber Frau Inäbnit. Bernerin, stämmig, kräftig, lebensfroh. Immer gut gelaunt. Ihr Freund: Von Beruf Glaser, bescheiden, auch Berner, blass im Vergleich zu ihr. Beide im besten Alter. Beide supergute Nachbarn der Hächler. Frau Inäbnit, ursprünglich Bernerin, ist später nach Mesocco gezogen, hat einen Taddei geheiratet.

Fredy: „Im Hof waren viele Kinder. Ich war Einzelkind, mein Bruder kam erst 1945. Die meisten anderen Kinder hatten Geschwister und waren damit unangreifbar. Als Einzelkind war das anders. Ich hatte die Wahl, zwischen gehauen zu werden oder zu hauen. Ich habe letzteres vorgezogen, habe aber schnell gelernt, vorsichtig zu sein und niemand herauszufordern. So kam ich nicht schlecht über die Runden. Für mich von Anbeginn an eine gute Lehre.“[7]

Kriegsjahre

Fredy: „Dann brach im Herbst 1939 der Krieg aus. Kurz zuvor war in Zürich die Landesausstellung zu Ende gegangen, die ich als Kind mit Nonno öfters besuchen durfte. Schon eingangs stand eine grosse Gipsfigur von einem Riesen der sich, ganz in weiss, seine Jacke überzog und zu dessen Füssen ein Stahlhelm. Die Eidgenossen jener Zeit waren mehrheitlich mehr oder minder entschlossen, Widerstand zu leisten. Erfolg hätten sie keinen gehabt. Deutschland hatte zu Beginn 1,5 Millionen Mann unter Waffen. Die Schweiz besass zur gleichen Zeit gerade mal 15 Panzer. Einer war ausgestellt.“ Einmal pro Monat fand auf der Allmend, vor den Toren der damals von Grünland umgebenen Stadt mit 300‘000 Einwohnern, eine Wehrvorführung statt. Das Publikum konnte vom Hang hinter der Sihl aus zusehen. Es begann damit, dass drei mit Pferden gezogene Kanonen in Stellung gebracht wurden und auf Kanonenschüsse hin ging’s los. Maschinengewehrsoldaten stürmten auf der anderen Seite der Sihl

[7] Brief Hächler, 10.04.2019

hügelaufwärts. Es knallte aus allen Rohren. Dann kam ein kleines Flugzeug und warf eine Bombe ab.

1939 war Alfredli siebenjährig und brachte wenig auf die Waage. Er hätte auch später wohl kaum Mühe gehabt, in den Dolomitenkletterclub ‚Pell e oss' (Haut und Knochen) aufgenommen zu werden. Das hatte damit zu tun, dass vor, während, und nach dem Krieg keiner gut gefüttert wurde. Kartoffeln gab es jede Menge. Der Rest war rationiert und das Geld reichte nirgends hin. So toll war die gute alte Zeit nicht, meint Fredy. Für die Kinder ging's. An Hunger war man gewohnt und spielen konnte man auf allen Strassen. Familiengärten gab es in der Stadt an die 1000. Rings um die Stadt war alles grün. Kartoffeln waren frei. Diese wurden, nach dem Plan Zwahlen überall angebaut. Selbst auf Friedhöfen und auf dem Sechseläuten Platz in Zürich wuchs Getreide. In einem Kriegswinter, es war sehr kalt und die Heizung, ein kleiner Ofen für die ganze Wohnung. Vater im Militär, wo sicher noch weniger geheizt wurde, Mutter und Fredy allein haben 200 Kilogramm Kartoffeln gegessen. Geschwellte mit einer Fingerbreit Butter und eingemachter Holunderkonfitüre vom ‚Baum' vor dem Haus und einer Tasse Milch. Tags darauf, auch das am Abend, sogenannte Rösti. Auch aus geschwellten Kartoffeln. Diese in Ermangelung von Öl, Fett oder Butter staubtrocken, aber immer noch besser als verhungern. Zu Mittag schickte ihn Mutter zu einem kleinen Milchladen, Ecke Eglistrasse. Dort gabs für 20 Rappen drei Kellen Suppe aus der Stadtküche. Da war immer Gries drin. Sie schmeckte immer gleich nach etwas Unbestimmbaren. Sie war warm bei der Ausgabe und lau bis er wieder zu Hause war, wo sie schweigend diese sogenannte Suppe löffelten, um etwas im Bauch zu haben. Davon abgesehen hatte jeder Anrecht auf 225 Gramm Brot pro Tag. Auch dieses mit Kartoffeln versetzt. Zuweilen zog es Fäden. Fredy: „In meiner Hosentasche hatte ich immer ein kleines ausgetrocknetes hartes Stückchen Brot, woran ich, wenn mich Hunger überkam, knabbern konnte. Es schmeckte leicht süsslich. Ich mochte es."[8]

Fredy: „Ach ja, die Sache mit dem Geld. Vater war bei der Post. Erst Briefe, dann Pakete, noch später brachte er den Alten im Langstrassenquartier die AHV bis an die Tür. Vater war wortkarg, kantig, überhaupt nicht lustig, passte aber hervorragend in dieses Quartier, das in der Stadt nicht den besten Ruf hatte. Immer draussen bei Wind und Wetter, in Hitze und Kälte. Immer alleine auf seiner Tour. Als Postangestellter hatte Vater aber einen Lohn. Der war karg. Aber immerhin. Es gab Väter, die hatten bei Ausbruch des Krieges keine Arbeit und keinen Lohn mehr. Der Sold in der Armee ergab Fr. 2.- pro Tag."[9] Der Hauszins betrug in einer Genossenschaftswohnung 90 Franken. Fredy: „Der Fortschritt nach dem Krieg lag damals in weiter Ferne. Ob es jemals Frieden geben würde und ob alle dieser Gefahr von ringsum entkämen, wusste niemand. Mutter tat so gut sie konnte, es reichte einfach nirgends hin. Schuldenmachen kam nicht in Frage. Einmal hat sie, in ihrer Not, mein Sparkässeli geplündert. Es waren da so um die acht Franken drin, die ich mit schon damals eiserner Disziplin mit Zehnräpplern und mit Zwanzigräpplern erspart hatte. Ich drohte zur Polizei zu gehen. Habe aber alles zurückbekommen und später, viel später, mit Zins und Zinseszins. Bin dafür noch heute dankbar."[10]

---

[8] Brief Hächler 09.04.2019
[9] Brief Hächler 09.04.2019
[10] Brief Hächler 09.04.2019

1943 bekamen sie zwei ‚Zimmerherren'. Zwei junge Brüder aus Luzern, Werner und Otto, die in der nahen SBB Reparaturwerkstätte Maschinenschlosser lernten. Auch diese beiden waren sehr sparsam und nett zugleich. Der Eine, Otto, wollte später Lokomotivführer auf der Gotthardstrecke werden. Womit wir beim Thema Bahn wären: Bahnfahren war ein grosser Luxus. Es gab damals nicht nur erste und zweite Klasse, es gab auch eine dritte Klasse. Die kostete weniger und das war immer noch zu viel. Sie fuhren natürlich dritte Klasse. In dieser gab es keine Polstersitze, sondern lackierte Holzbänke in der gleichen Anordnung wie heute, und die Wagen waren viermal kürzer. Um das Fenster zu schliessen, musste man einen versteckten Lederriemen ziehen. Auf dem Rahmen unten den Fenstern, auf einem Täfelchen, stand in allen drei Landessprachen zu lesen ‚Hinauslehnen verboten'.

Fredy: „Da war noch etwas, das mich sehr beeindruckt hat. Die zweite Generalmobilmachung, die Friedensglocken und Churchill in Zürich. Als ringsherum die Deutschen alle gebodigt hatten, fühlte sich auch die kleine Schweiz bedroht. Himmler, Chef der SS, hatte sich an unserer Nordgrenze bereits am Schlagbaum eingefunden und genüsslich zu uns rüber geschaut. Zweite Generalmobilmachung also. Alle wussten, was das zu bedeuten hatte."[11] Zuhause holte Vater Hächler sein Militärzeug aus seinem schmalen Kleiderkasten und zusammen, zu dritt, haben sie auf dem Stubenboden seinen Mantel, den Kaputt, gerollt und auf seinen Tornister geschnallt. Dieser war ein rechteckiger, kaum schulterbreiter Kasten, in dem grad etwas Weniges an persönlichem Platz hatte, mit rötlich braunem Kuhfell überzogen. Da drauf kamen Helm, Gasmaske, Feldflasche, Patronentasche und Bajonett am Gurt. Die scharfen Patronen, die seit Jahren zu Hause im Schrank waren, griffbereit. Dann der Morgen. Es war noch Nacht. Alle Lichter der Stadt waren seit 1939 erloschen. Selbst die allerkleinsten. Selbst Taschenlampen, es gibt das Modell heute noch, hatten einen Abblendschirm. Alle Fenster der Wohnung waren mit Decken verhangen. Das hielt auch die Winterkälte von aussen etwas ab. Doppelglasfenster gab es damals noch nicht. Hingegen schwere Vorfenster, die Frühjahr und Herbst aussen an-, respektive abmontiert wurden. Im 4. Stock so einen schweren Holzrahmen von Hand einzuhängen, war kein Kinderspiel und alle Mieter mussten sich an diese Vorschrift halten. Solche gab es also schon damals und Disziplin war im Krieg angesagt. Überall und für alle. Nachts patrouillierten Luftschutzleute und teilten nötigenfalls Bussen aus. Die Frauen, auch Mutter Hächler, mussten alljährlich ins Hohlschulhaus zu Kursen, die sehr realistisch aufgezogen waren, um eben eine Luftschutzausbildung zu bekommen.

Im Dachstock, wo die Frauen bei Regenwetter ihre nasse Wäsche zum Trocknen aufhängen mussten, stand für jede Hausnummer ein Blechkasten mit Löschsand, ein Kessel und eine Löschpumpe. Die Keller waren mit dicken runden Balken und soliden Deckbrettern abgestützt. Die Tür und das Wolfsloch, der Notausgang, aus dickem Beton. Gegen den nahen Güterbahnhof mit seinen vielen Geleisen hatte man eine meterdicke und übermannshohe Splitterschutzmauer gebaut. Denn es war vorauszusehen, dass der Güterbahnhof sofort bombardiert worden wäre und damit auch der Zugang zum Sackbahnhof der Stadt. Die Güterwagen wurden übrigens von kleinen Dampfloks mit Schwung angeschubst und liefen dann von alleine ins richtige

[11] Brief Hächler, 10.04.2019

Geleise, wo sie mit Bremsklötzen, die von Hand gelegt sein mussten, abrupt gebremst wurden. Das ging den ganzen Tag so und war nachts gut zu hören.

Fredy: „Es war also noch stockdunkel bei der 2. Generalmobilmachung, als wir alle drei, zur vorgesehenen Stunde, aus dem Haus gingen. Da strömten aus allen Richtungen lautlos die Familien mit ihren bewaffneten Männern zur Tramstation, wo die Männer dann zum Hauptbahnhof fuhren. Es gab keine hysterischen Abschiedsszenen, aber es mag manche stille Träne geflossen sein. Alle wussten um den Ernst der Stunde. Die Bange der Menschen war greifbar. Dann fuhr das Tram mit zwei Anhängern ab und verschwand. Ein Kreischen der Schienen. Dann nichts mehr. Die Frauen und Kinder gingen still nach Hause. Auf der Dachterrasse eines Eckhauses waren die Umrisse einer Flabkanone im Halbdunklen zu erkennen.“[12]

Berufslehre bei Escher Wyss

Fredy hat die Schlosser-Lehre bei Escher Wyss gemacht. Er sei im Grossmaschinenbau aufgewachsen. Das fand er sehr interessant. Neben der riesigen Werkhalle war die Giesserei. Fredy ist zuweilen ohne Erlaubnis dorthin schauen gegangen. Da wurden Teile, die bis zu fünfzehn Tonnen schwer waren, aus rotglühend flüssigem Eisen gegossen. Fredy ist heute noch fasziniert davon. „Gott gab die Zeit. Von Eile hat er nichts gesagt!“ Diesen Spruch las er beim Meisterpult der Galvanisiererei, wo er als Lehrling nichts zu suchen hatte. Schon damals neugierig und aufmerksam.

Bei Escher Wyss waren sie zehn Maschinenschlosser-Lehrlinge. Im ersten Lehrjahr in der Lehrlingsabteilung zuvordest: Murer, Kuster, Gubler und Lips. Dahinter Wolf, Hächler, Flückiger und Troxler. Hinterste Reihe: Trachsler, Heer und Burkardt. Troxler war der Sohn eines Erfinders, der ihn für die Lehre zu Escher Wyss geschickt hatte. Kam aus Arth Goldau und war ein angefressener Bergsteiger. Auch Flückiger, ein Stadtbub wie Fredy, war gerne in den Bergen. Fredy ging zuerst mit Troxler und später mit Flückiger bergsteigen.

Nach der Lehre garantierter Stundenlohn Fr. 1.60, aber alles Akkordarbeit. Meister Frei, der Fredy zugetan war, hat ihn nach einem Jahr empfohlen. So durfte er zum Monteur aufsteigen. Während eineinhalb Jahren ist er als solcher in der Schweiz unterwegs gewesen. Zuweilen mit einem anderen Monteur, der Erfahrung hatte. Zuweilen allein, als einer, der seine Erfahrungen erst machen musste. Fast die ganze Zeit unterwegs, von Bergsteigen keine Spur. Einmal musste seine Mutter ihm die Skier per Post ins Wallis schicken. Ein andermal hat man ihn nach Andermatt geschickt, wo er mit einem Festungswächter per Ski mit den Fellen zum Fuchsloch auf halber Höhe zur Furka aufgestiegen ist. Eine Entfeuchtungsanlage der Festung im Berginnern musste revidiert werden. Es war eine interessante Zeit. Die industrielle Kühlung oder Heizung (heute Klimaanlage) kam erst auf. Einmal musste bei Escher Wyss die Wärmepumpe für die verschiedenen Werkhallen angetrieben mit einem 1‘000 PS Motor revidiert werden. Trotz dieser war es in den Hallen im Winter kalt und im Sommer heiss.

Auf dem Militärflugplatz hinter dem Bürgenstock installierte Fredy zusammen mit Chefmonteur Rhyner eine Tiefkühlanlage zur Prüfung der Flugzeuginstrumente,

[12] Brief Hächler, 10.04.2019

betrieben mit Freon. Ein Gas, das heute verboten ist, Ozonkiller über der Arktis. Fredy: „Wir Monteure liebten dieses Gas, denn in allen anderen Anlagen war Ammoniak und das unter Druck. Wir hatten ständig mit diesem scharf beissenden Geruch von Salmiakgeist zu tun, der mittlerweile auch als giftig eingestuft ist. Die Steuerung der Anlagen, damals mit Quecksilberschaltern, heute mit Elektronik, war auch sehr interessant. Verdient hat er plötzlich sehr gut. Dann aber hat er sich mit einem Elektromotor ‚überlupft'. Leistenbruch. Spital. Nachher der Entschluss, dass auch das keine Arbeit sei, die er ein Leben lang machen wollte. Sein Kumpel Flückiger, der jahrelang an seiner Seite stand, hatte die Idee, ans Technikum zu gehen. Drei Jahre Winterthur. Fredy fand das eine gute Sache. Geld hatte er ja jetzt. Diese Ausbildung haben sie dann gemacht.

In den 1940er Jahren arbeitete man noch 48 Stunden die Woche inklusive Samstagvormittag. Fredy war der Erste – und da ist er noch heute stolz -, der eines schönen Tages gesagt hat: „Ich komme am Samstag nicht mehr", und der das auch getan hat. Am Freitagabend hat er seine Werkbank aufgeräumt und ist gegangen. Und es ist nichts passiert! Bei der Escher Wyss arbeiteten damals 3'000 Leute. Es kam wahrscheinlich nicht von ungefähr, dass man ihn auch „Edy Frechler" nannte.

Fredy: „1948, drei Jahre nach Kriegsende. In der riesigen Werkhalle von Escher Wyss malochten einige hundert Arbeiter mit Maschinen von dem Produkt entsprechender Grösse. Alle Werkzeugmaschinen waren dort mit gelber Farbe gekennzeichnet, wo die Sprengladung hingekommen wäre, wenn die Deutschen uns tatsächlich angegriffen hätten."[13]

Am Technikum in Winterthur

Fredy Hächler und Fredy Flückiger, genannt Flück, gingen also zusammen ans Technikum. Sie sassen nebeneinander. Wenn Fredy nicht mehr nachgekommen ist, hat er bei Flück abgeschaut. Links von Fredy war Hürlimann, der, kaum das Technikum beendet, blind geworden ist. Er war der Gescheiteste von allen. Fredy war froh neben ihm zu sitzen, denn auch von ihm hatte er manchmal Hilfe nötig. Für Fredy war es äusserst wichtig, das Technikum abzuschliessen. Er spürte, dass er nicht ein Leben lang in einer Fabrik arbeiten konnte.

Fredy: „Das Technikum in Winterthur, Maschinenbau war auf Grund meiner Herkunft, eine Herausforderung ersten Ranges. Drei Jahre, von einem strengen Examen zum nächsten. Höhere Mathematik? Ein Graus. Alpträume über Jahrzehnte. Eine hervorragende Schule fürs logische Denken. All die 1'000 Formeln habe ich längst vergessen. Das logische Denken nicht. Logik ist für mich die Erklärung für alles. Auch für menschliches Tun und Nichttun."[14]

Fredy: „Nach dem Technikum, mit seinen tollen Ferien, war mein Montagegeld wieder alle. Das allerwenigste, das ich dort lernen durfte, konnte ich später im Berufsleben

[13] Brief Hächler, 03.05.2019
[14] Brief Fredy Hächler, 1. Februar 2018

anwenden. Aber ich habe gelernt: Diszipliniert und sauber zu denken und das, wenn's darauf ankommt, kompromisslos! Wenn's nicht darauf ankommt: Flexibel sein."[15]

Flück war ein sehr guter Skifahrer und ein guter Kletterer. Als Mensch war er eigen. Fredy hat nie in sein Innenleben schauen können. Er mochte um die 50 gewesen sein, als er am Zmuttgrat am Matterhorn zu Tode stürzte. Fredy: „Nirgendwo sonst kommen so viele Menschen zu Tode. Das sollte endlich mal zu denken geben!"[16]

Gebirgsgrenadier Fredy

Militär hat Fredy bei den Gebirgsgrenadieren gemacht. Er absolvierte unter anderem einen Gebirgskurs in Andermatt. Irgendwann hatte er aber genug davon. Als er im Welschland war, wurde vom Dienst suspendiert. Er hätte trotzdem einiges gelernt und bedauere es nicht, da mitgemacht zu haben. Fredy: „Wir waren 1952 zu Beginn des kalten Krieges. Auch die Schweizer befürchteten den Einmarsch der Russen. Dadurch waren alle Offiziere und Unteroffiziere aus dem vermögenden bürgerlichen Lager, was Fredys Wellenlänge als Fabrikler keineswegs entsprach. Entsprechend unser Verhältnis?"[17]

In seiner Truhe in der Waldhütte im Jura hat Fredy einen Brief gefunden, geschrieben von „Rekrut A. Hächler, Grenadier, RS 23, Kaserne Losone, 1. Kompanie, 1. Zug" an Frau Rossi, seine Patin. Der Brief ist italienisch geschrieben und er bedankt sich für das Paket. „Spero che butti in fuoco questa lettera", er hoffe, dass sie den Brief verbrenne, weil er schlecht geschrieben sei. Den Brief gibt es sechzig Jahre später aber immer noch.

BB / 04.10.2019

[15] Brief Hächler, 19.05.2019
[16] Korrekturen Hächler, 26.08.2019
[17] Korrekturen Hächler, 26.08,2019